

Vom appenzellischen Kantonschützenfeste

Autor(en): **Rüd, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1908)**

Heft 13-14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bol der Völkerverbrüderung gelten kann, das aber heute der Verblendung wie ein Kriegsdrache erscheint, dazu beitragen, alle Welt aufzuklären darüber, wohin wir eigentlich steuern. G.-C.

—o—

Vom appenzellischen Kantonalschützenfeste.

Aus der Ansprache des Herrn Reallehrer *Ammann*
in Walzenhausen.

„Werte Schützen! Die Waffen nieder, so heisst ein Buch, das in den achtziger Jahren von der bekannten Vorkämpferin der Friedensidee, Berta von Suttner, veröffentlicht wurde. Wie gerne wollten wir ihr recht geben! Wie gerne die Millionen und Millionen, die der Militärmoloch alljährlich verschlingt, für Zwecke des Friedens und der Wohlfahrt der Völker verwenden, die Arbeitskraft Tausender nutzbringender verwerten. Die ganze Weltgeschichte aber lehrt uns, dass der Gedanke ein Ideal ist, das Generationen nach und nach nicht erreichen werden. Die Friedenskongresse sind leerer Schall, und Schiedsgerichte werden nur da anerkannt, wo nebensächliche Interessen im Spiele sind. Die Geschichte spricht von einem Faustrecht. In den 6½ Jahrhunderten, die seither verstrichen sind, ist es unter den Staaten noch nicht viel anders geworden, das zeigt uns nicht nur der Burenkrieg. In Kriegszeiten wird mit der Selbständigkeit und Integrität eines Landes nur so weit gerechnet, als es als Gegner zu fürchten ist. Solange unsere Freiheit nur in der Eifersucht der Grossmächte ihre Hauptstütze hat, darf noch nicht von einem Niederlegen der Waffen gesprochen werden.“

Da ich von verschiedenen Seiten auf diesen Passus jener Ansprache aufmerksam gemacht wurde, fühle ich mich gezwungen, meine Gedanken über denselben öffentlich bekannt zu geben. Wenigstens anerkennt Herr Ammann, dass die Millionen, welche der *Militärmoloch* verschlingt, nutzbringender verwertet werden könnten für Zwecke des Friedens und der Wohlfahrt der Völker. Wenn Herr Ammann in der ganzen Weltgeschichte den Beweis gefunden hat, dass der Friedensgedanke ein Ideal ist, welches Generationen nach und nach nicht erreichen, so hat er jedenfalls die Geschichte nur lückenhaft studiert. Die Friedensbestrebung ist schon seit einigen Jahrzehnten aus dem idealen Standpunkte zu einer wirtschaftlichen Frage verwandelt worden. Der Redner hat jedenfalls übersehen, dass sich bei Anlass eidgenössischer Schützenfeste die offiziellen Vertreter des Bundesrates, Comtesse in St. Gallen und Müller in Zürich, sehr anerkennend über die Fortschritte unserer Bewegung ausgesprochen haben. Ferner die Herren Fürst Bülow im deutschen Reichstage vom 23. November 1907, der englische Finanzminister anlässlich eines Gesuches um eine Subvention für das Berner Bureau und der deutsche Reichstag vom 6. Mai 1908 in gleicher Angelegenheit. Die Friedenskongresse sind leerer Schall. Auch hier beweist der Festredner, dass er mit unserer Bewegung und deren Organisation total unbekannt ist. Unsere Kongresse sind für uns das, was für die Pädagogen die Lehrertage und für die Geistlichkeit die Kirchenkonferenzen sind. Zum mindesten ist der Zweck, den sie verfolgen, jedem anderen ebenbürtig. Sind die Lehrertage auch leerer Schall, weil es bisher noch nicht gelungen ist, alle Dummköpfe gescheit zu machen? Ist die christliche Kirche auch leerer Schall mit Rücksicht auf die heutigen Zustände unter den Angehörigen derselben? Würde die gesamte Presse mit so viel Pomp von unseren Kongressen Bericht erstatten, wie sie dieses von anderen Festen tut, so

wäre auch Herr Ammann jedenfalls niemals auf die Idee gekommen, dieselben als „leerer Schall“ zu bezeichnen. Auch darin hat sich Herr Ammann geirrt, dass Schiedsgerichte nur da anerkannt werden, wo nebensächliche Interessen im Spiele sind. Seit 1815 sind über 200 Fälle schiedsgerichtlich erledigt worden, und niemals ist es vorgekommen, dass sich eine Partei dagegen aufgelehnt hätte. Der russisch-japanische Krieg wurde durch die Waffen nicht entschieden; er musste schiedsgerichtlich erledigt werden, und die Huller Affäre war auch kein „nebensächliches Interesse“. Wenn es in den 6½ Jahrhunderten, welche seit dem Faustrecht verstrichen sind, unter den Staaten noch nicht viel gebessert hätte, so würde das nicht befremden. Das ist das, was die Friedensbewegung gezeitigt hat. Wir müssen uns fragen, warum es denn nicht möglich sein sollte, das was schon 6½ Jahrhunderte lang und mit stets noch grösserem Erfolge die einzelnen Individuen beherrscht, das Recht, nicht auch auf die Staaten anwenden zu können. Die bisherige Entwicklung der Rechtsform zeigt uns klar, dass uns nur noch der einzige Schritt fehlt. Denken wir an die Vermittler-, Gemeinde-, Bezirks-, Kantons-, Bundesgerichte und die internationalen Handelsgerichte, betrachten wir die Organisation der Gerichtsbarkeit in Kriminalverfahren und sehen wir zu, wie sich dieselben in den Vereinigten Staaten, Deutschland, England und so weiter vollziehen lassen, so ist kein Grund vorhanden, vor der Verwirklichung des obligatorischen Schiedsgerichtshofes zurückzuschrecken. Dass so etwas im Werden begriffen ist, beweist die Tatsache, dass von den 46 an der Haager Konferenz vertretenen Staaten 38 dem obligatorischen Schiedsgerichte zugestimmt haben, und dass nicht nur nebensächliche Interessen behandelt werden sollen, beweisen die vielen zwischen einzelnen Staaten abgeschlossenen generellen Schiedsverträge. Am 23. April dieses Jahres wurden gleichzeitig in Berlin und in Petersburg zwei Verträge abgeschlossen, die für die Entwicklung der Friedenssicherung von höchster Bedeutung sind. In dem in Berlin unterzeichneten Vertrage erklären die Regierungen von Deutschland, Dänemark, Frankreich, Grossbritannien, der Niederlande und Schweden, dass ihre Politik mit Bezug auf die an die Nordsee angrenzenden Länder die Aufrechterhaltung des territorialen status quo zum Gegenstande hat und dass sie fest entschlossen sind, „die zurzeit bestehenden Hoheitsrechte ihrer Staaten an ihren Gebieten in jenen Gegenden unverletzt zu erhalten und gegenseitig zu achten“. Die betreffenden Mächte kommen überein, im Falle der Bedrohung des garantierten Gebietes solidarisch in Verbindung zu treten, um die Aufrechterhaltung zu garantieren. Der in Petersburg unterzeichnete Vertrag wurde von den Staatsoberhäuptern von Deutschland, Dänemark, Russland und Schweden im Hinblick auf die an die Ostsee angrenzenden Gebiete im gleichen Sinne und Wortlaute beschlossen. Eine starke Armee ist besser als alle papierenen Verträge, heisst es jedesmal, wenn neue Militärvorlagen durchgedrängt werden sollen. Warum sind denn die Staatsverfassungen auf Papier gedruckt worden? Haben wir nicht Beweise genug dafür, dass die ganze Menschheit durch Papierstücke beherrscht wird? Pflicht der Presse, der Schule und der Kirche ist es, Papierstücken, auf welchen der Völkerfriede gesichert ist, Achtung zu verschaffen und vor Missachtung zu warnen. Heute aber geschieht noch vielfach das gerade Gegenteil. In Kriegszeiten wird nur so lange mit der Selbständigkeit und Integrität eines Landes gerechnet, als dasselbe als Gegner zu fürchten ist. Hieran lässt sich nicht rütteln, da bin ich mit Herrn Ammann einig. Um als Kriegsgegner gefürchtet zu werden,

braucht es aber heutzutage so verschiedene Sachen, dass Kleinstaaten zum vornherein auf dieses „gefürchtet werden“ verzichten müssen. Der Hauptfaktor ist also, wie allgemein anerkannt wird, eine starke, gut geschulte Armee; diese Voraussetzung trifft ja für alle Staaten zu. Dann braucht es Geld, und zwar so viel, dass per Mann und per Tag 10 Fr. für den Unterhalt flüssig gemacht werden können; das bedeutet für die Schweiz eine Ausgabe von täglich fünf Millionen, abgesehen von Ersetzung des Kriegsmaterials und der Fürsorge für arme Familien der Wehrmänner. Drittens braucht ein Gegner noch nicht unbedingt gefürchtet zu werden, wenn ihm eine gute Armee und auch viel Geld zur Verfügung steht. Die Versorgung mit Lebensmitteln spielt eine ebenso grosse Rolle wie die tüchtigste Armee. Grossmächte sind auch in dieser Beziehung weit besser gestellt als die Kleinstaaten, ganz besonders aber die Schweiz, denn beim Ausbruche eines Krieges zwischen Drei- und Zweibund würde die Lebensmittelfuhr für die Schweiz von sämtlichen vier Mächten sofort sistiert. Nach all diesen Verhältnissen ergibt es sich also doch, dass es im Interesse sämtlicher Staaten liegt, wenn der Krieg um jeden Preis vermieden wird und die entstehenden Meinungsverschiedenheiten schiedsgerichtlich erledigt werden. Herr Ammann und die meisten Redner des Kantonschützenfestes haben nun die Armee hochleben lassen; es erübrigt mir also noch, deren Verpflegung, das Getreidemonopol und die Verhütung des Krieges, das obligatorische Schiedsgericht, hochleben zu lassen.

Der Präsident
des Verbandes appenzellischer Friedensfreunde:

K. Rüd.

—o—

Vom „frischen fröhlichen“ Krieg.

Demnächst erscheint ein Buch aus der Feder des russischen Kapitäns *Wl. Ssemenow*, in dem dieser seine Kriegserlebnisse, unmittelbar niedergeschrieben, veröffentlicht. Das Buch trägt den Titel „Abrechnung“ (Verlag von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) und ist dazu geeignet, aller Welt darüber die Augen zu öffnen, was der Krieg heute ist.

Wir drucken hier einen Abschnitt aus den Korrekturbogen ab, in dem der Verfasser die Ereignisse am 13. August 1904 vor Port Arthur und den Untergang der „Petropawlowsk“, bei dem Admiral Makarow und auch der friedensfreundliche Schlachtenmaler Wereschtschagin den Tod fanden. Nach dem Untergange des „Straschny“ war das Geschwader am frühen Morgen jenes verhängnisvollen Tages nach der Stelle des Unfalls ausgefahren, musste sich jedoch, da die japanischen Schiffe mit einer Uebermacht herannahten, wieder nach Port Arthur zurückziehen, ohne dass ein Schuss abgefeuert worden wäre.

„Gegen 9 Uhr 30 Minuten vereinigten wir (die „Diana“) uns mit unserem Geschwader. Es war mit Ausnahme der beschädigten Schiffe vollzählig ausgefahren. Die Japaner zogen sich langsam hinter den Berg Liaotichon, als ob sie ihre gewöhnliche Beschiessung anfangen wollten. Admiral Makarow beabsichtigte scheinbar, wie gewöhnlich zwischen dem weissen Wolfsberge und dem Kreuzberge hin und her zu fahren.

„Die Geschützführer an den Geschützen bleiben! Die übrigen Leute auseinandertreten, aber nicht von ihrer Gruppe weggehen,“ befahl ich.

Der erste Artillerieoffizier trat zu mir. „Jetzt kommt die alte Geschichte,“ meinte er, „jetzt werfen sie von weitem mit harten Gegenständen. Wollen wir uns etwas zu rauchen holen?“

„Natürlich,“ antwortete ich. „Jetzt passiert sicher nichts Wichtiges mehr. Für heute haben wir alles hinter uns. Wir wollen das routinemässige Deckwaschen anfangen. Die Decks sind seit dem Wecken noch nicht gereinigt worden.“

Wir gingen beide von der obern Brücke hinunter. Der Artillerieoffizier zur Lunte, bei der geraucht werden durfte, und ich an Deck. Hier stand ich bei dem Steuerbord 15 cm der Buggruppe und gab dem ersten Bootsmann die gewöhnlichen Befehle, als ein dumper rollender Schlag den ganzen Kreuzer heftig erbeben machte. Man hatte das Gefühl, als ob ganz in der Nähe ein 30 cm-Geschütz feuerte. Ich sah mich ungewiss um. Der Schlag wiederholte sich noch stärker. Was war los? Plötzlich erschollen von Schrecken und Schauer erfüllte Rufe: die „Petropawlowsk“, die „Petropawlowsk“! Voll böser Ahnung stürzte ich an die Bordwand. Ich sah eine riesige braune Rauchwolke: das ist Pyroxilin — also die Torpedoladungen — ging es mir durch den Kopf. In der Rauchwolke stand der Fockmast des Schiffes. Er stand schräge, hilflos, als ob er nicht fiel, sondern in der Luft hing. Links vor dieser Wolke sah man das Heck des Panzerschiffes. Es sah aus wie immer, als ob das Schreckliche da vorne, im Vorschiff, es nichts angehe; noch ein dritter Schlag. Ballen von weissem Dampf mischten sich in die braune Wolke. Die Kessel waren explodiert. Plötzlich hob sich das Heck des Panzerschiffes ganz steil in die Höhe. Es geschah dies so schnell, als ob das Schiff nicht mit dem Bug gesunken, sondern mitten auseinander gebrochen war. Einen Augenblick sah man die Schrauben in der Luft wirbeln. Kam noch eine weitere Explosion? — Ich weiss es nicht. Mir schien es, als ob das Achterschiff der „Petropawlowsk“, das einzige, was man von ihr sah, sich öffnete und wie ein Vulkan Feuer und Flammen spie. Es war mir sogar, als ob aus der See noch Flammen schlugen, als sie sich längst über dem Wrack geschlossen hatte.

Selbst bei den wichtigsten Kommandos hatte auf unserem Kreuzer noch nie eine solche Stille geherrscht wie bei diesem grausigen Schauspiel.

Die Gewohnheit wird einem indessen zur zweiten Natur. Als alter Navigationsoffizier war ich gewöhnt, alles zu notieren. Als ich die Explosion erblickte, sah ich mechanisch nach der Uhr und schrieb in mein Notizbuch: „9 Uhr 43 Minuten Explosion auf „Petropawlowsk“, und dann 9 Uhr 44½ Minuten — alles zu Ende.“

Ich glaube, derartige fast unbewusste Handlungen retten unsere Nerven in so fürchterlichen Augenblicken, die den Verstand zu erschüttern drohen. Jetzt, während ich diese Zeilen niederschreibe und alles noch einmal erlebe, glaube ich es ganz gewiss. Dadurch, dass ich die Vorgänge mit ihrer genauen Uhrzeit aufschrieb, gelang es mir erst, sie als Tatsachen zu begreifen und über sie logisch zu denken, ebenso über die anderen Notizen in meinem Buch. Ohne diese mechanische Handlung hätte mich vielleicht die Panik überwältigt. Natürlich waren diese seelischen Vorgänge unbewusst.

Ausserlich bewahrten alle Offiziere der „Diana“ ebenso wie ich die Ruhe. Nach allem zu urteilen, scheint es mir, jeder fühlte instinktiv, dass ein unvorsichtiges Wort, eine hastige Bewegung die Panik heraufbeschwören konnte. Wir erlebten einen jener kritischen Momente, in dem ein nichtiger äusserer Anstoss